**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 12 (1908)

**Artikel:** Die Entstehung der Schweizer Volkstrachten
**Autor:** Heierli, Julie
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-576276

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Ausganges zu verwischen. Kurz nach ihr kam auch der Großvater. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, in solcher Demut in jeder Gebärde stumme Abbitte tun, wie es meine Großmutter an jenem Abend tat.

Die Gute hatte ihr ganzes Vertrauen gerettet. Wir sprachen nie ein Wort über jenen Abend. Ganz dunkel aber war ich mir bewußt, daß dieser Verlauf der reine Zufall gewesen. Wie man die Harmlosigkeit eines Kindes behütet, so hielt ich von nun an Wache über dem Glauben der guten Frau. Und mit zäher Feindseligkeit trieb ich die andere von der Schwelle. Soviel Genugtuung, wie an jenem Tage, als ich den grünen Holzkoffer wieder aufladen sah, hatte mein junges Herz noch nie gefühlt. Ich stand oben am Fenster und schaute hinab. Das Zuwerfen der Wagentür drang wie Musik zu meinem Ohr herauf. Als das Rädergerassel verklungen war, ging ich zur Großmutter, die am Herde stand.

„So, nun ist sie fort," sagte ich, und wir tauschten den ersten und einzigen Blick des stillen Einverständnisses in dieser Sache.

Wenige Jahre später lag die Frau in den letzten Zügen. An jenem Tage nahm der Großvater sein Vesper zu Hause ein, anstatt, wie er es sonst tat, im Geschäft.

Als sie seinen Schritt im Flur hörte, erwachte sie aus der Lethargie und lauschte ganz verzückt. Als er eintrat, schaute sie ihn so glücklich fragend an, daß er zum ersten Mal seit all den Jahren wieder eine Frage ihrer Augen beantworten mußte:

„Ich bin gekommen, um nach dir zu sehen," sagte er in milderem Tone als sonst zu ihr.

Es war ja nicht viel für all die Jahre der Hingebung und Treue; aber es überstieg doch das kühnste Hoffen dieser Frau.

Sie legte ihr Haupt in Verklärung zurück.

Ein wenig eifersüchtig, daß ich mit all meiner Zärtlichkeit nicht soviel Glück wecken könne, wie dieser Mann mit den wenigen Worten, beugte ich mich über die Sterbende und kühlte ihr mit zarter Hand die Stirn.

Sie schien meine Gedanken zu lesen. Sie lächelte schwach und hauchte: „Du bist mein guter Engel gewesen, aber ihn, ihn habe ich geliebt . . ."

**Pergola**, entworfen und ausgeführt von Gebr. Lincke, Zürich.

# Die Entstehung der Schweizer Volkstrachten.

Mit acht Abbildungen.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

David Herrliberger, der bekannte Kupferstecher des achtzehnten Jahrhunderts in Zürich, hat sich ein ganz besonderes Verdienst um die schweizerische Trachtenkunde dadurch erworben, daß er anno 1748/49 und 1750 Serien von 52 Figuren in Kupferstich herausgab, die er betitelte: „Zürcherische und baslerische Ausrufbilder, vorstellende diejenigen Personen, welche in Zürich und Basel allerhand sowohl verkäufliche als andere Sachen mit der gewohnlichen Land und Mundart ausrufen".

Die Knittelverse, die Herrliberger jeder Figur beifügt, beziehen sich leider nur auf die zu verkaufenden Waren, nicht aber auf die Trachten. Schade, sie hätten uns manchen Aufschluß über Benennungen, Farben, bestimmte Verwendungen einzelner Kleidungsstücke und anderes mehr geben können! Zu bedauern ist auch, daß die bei manchen Exemplaren durchgeführte Kolorierung ziemlich willkürlich ist. Die 8 cm hohen Bildchen selber aber sind für die Trachtenkunde von hohem Wert. Sie sind so ausgeführt, daß wir an ihnen ziemlich alle Details der gezeichneten Kleider studieren können, und wenn sie auch offenbar nur Leute in Alltagskleidern zeigen, so sind diese doch in Varianten vorgeführt. Ganz besonders wertvoll ist diese Sammlung, weil da nicht nur Typen einer einzigen Gegend, sondern zweier getrennter, entfernter Landschaften (Zürich und Basel) dargestellt sind und so eine Vergleichung möglich ist.

Das Studium von Chroniken, Exvoto-Tafeln, Scheibenrissen oder Oelgemälden, gewirkten Bilderteppichen, Bildnissen (in Oel gemalt) oder Stahlstichen zeigt, daß bis zum siebzehnten Jahrhundert der Bauersmann sich vom Städter nirgends durch eigene Kleiderformen auszeichnete. Der Schnitt ist derselbe, ob der Mann auf dem Feld säet und pflügt oder ob er auf der Zunftstube erscheint, ob die Frau am Waschzuber steht oder den Ehrenbecher kredenzt; beim einen, wie beim andern finden wir die zur Zeit herrschende Modekleidung. Auf einem Oelgemälde der Familie Bodmer in Zürich von 1643 z. B. tragen die beiden Mägde, die in der Küche hantieren, genau denselben Anzug, wie ihn die Hausfrau trägt, die nebenan in der Stube mit ihrer Familie bei Tische sitzt. Die Mägde haben nur die schwarzen Aermel (Jacke) abgelegt, nicht aber den großen, runden, unbequemen Halskragen. Und doch wissen wir, daß

Schweizer Volkstrachten Abb. 1.

damals schon, wie heute noch, die Dienstboten größtenteils von der Landschaft stammten und auch damals schon in der Stadt in ihren heimatlichen Kleidern einhergingen. Es gab also anno 1643 bei uns noch keine Land- bezw. Volkstrachten. Wohl hatten einzelne Stände und Personen, wie Ratsherren, Herolde, Scharfrichter, Dirnen, Juden, ihre besondern Abzeichen, auch vorgeschriebene Stoffe und Farben oder charakteristische einzelne Kleidungsstücke; aber der Bauernstand hatte bis dahin keine Kleiderformen, die ihn vor dem Stadtbewohner kennzeichneten. Die Bauernkleider unterschieden sich nur durch ihre Einfachheit, ihre groben rauhhaarigen, demnach weniger schmiegsamen Stoffe von den Kleidern der Städter*).

Betrachten wir vorerst die Herrliberger'schen Ausrufbilder von 1747—50! Sie lassen sich in zwei Gruppen teilen: Verkäufer oder Ausrufer aus der Stadt selber und solche, die vom Lande hereinkommen, also Bauersleute. Der Unterschied in der Kleidung dieser beiden Gattungen ist deutlich ausgeprägt. Die Kleider der Ausrufer der ersten Gruppe finden wir den „Vornehmen" nachgebildet, eben mit dem vorhin angedeuteten Unterschiede, daß sie einfacher hergestellt sind, wie es seit altersher und bis heute an Reich und Arm, an Höher- und Niedrigerstehenden beobachtet wurde und wird. In der zweiten Gruppe tritt uns eine von derjenigen der ersten meist abweichende Kleidung vor Augen.

Was uns zunächst auffällt, ist die Form der weiblichen Figuren. Diese zeigen so ziemlich von oben bis unten gleichmäßigen Umfang, nicht wie die Form der Frauen der ersten Gruppe, die aussieht, als hätte man eine kleinere Glocke umgekehrt auf eine größere gestellt. Die unten ausgespreizten Röcke der Städterinnen berühren fast die Füße, diejenigen der Bäuerinnen reichen nur bis auf halbe Wadenlänge und sind von oben bis unten in ganz feine Falten gelegt. Die Taillen sind normal, nicht so lang und nicht geschnürt wie bei den Städterinnen. Alle Bäuerinnen tragen weiße Göller um den Hals, die bei den Stadtbewohnerinnen gänzlich fehlen. Jüngere Gesichter sind mit hängenden Zöpfen, ältere mit verschiedenartigen Hauben abgebildet.

Schweizer Volkstrachten Abb. 3.

*) Herrliberger hat zu gleicher Zeit auch eine Sammlung städtischer Kleidertrachten herausgegeben, betitelt „Zürcherische Kleidertrachten oder eigentliche Vorstellung der dieser Zeit in der Stadt üblichen, vornemster Kleidungen".

Woher nahmen nun die Bäuerinnen dieser Zeit die sie auszeichnenden Kleiderformen?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zurückgreifen und die Kleider vergangener Jahrhunderte an uns vorüberziehen lassen. Alsdann finden wir, daß es durchaus keine neuen Schnitte sind, denen wir hier begegnen. Es sind vom Städter früher oder später abgelegte Kleidungsformen, die auf dem Lande beibehalten und weitergetragen wurden. Das Ende des siebzehnten oder bei uns vielmehr der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war eine Zeit, in der die „Vornehmen" ziemlich rasch ihre längst gewohnten, starren, steifen, fast stabil gewordenen Moden ablegten und die noch jetzt alles beherrschende französische Mode mitmachten.

Schweizer Volkstrachten Abb. 2.

Nicht so die Bauern! Sie blieben beim Alten, bewahrten das Gewohnte, um es später in ihrer eigenen Weise auszubilden und mehr oder weniger von der herrschenden Mode beeinflussen zu lassen.

Es ist hier, bei Herrliberger, das erste Mal, daß wir ausgeprägten, von der Bauernsame für sich speziell in Anspruch genommenen Kleiderformen begegnen. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts liegt der Beginn der später so auffallenden und kulturhistorisch so bemerkenswerten Erscheinung der Volkstrachten, der Volkstrachten, die in der Schweiz von der Wende des neunzehnten Jahrhunderts bis um 1830 ihren größten Farbenreichtum entfalteten und ihre höchste Blütezeit erreichten.

Zur Zeit Herrlibergers waren bei den Städtern die weiten Bausch- und Pluderhosen des vorhergegangenen Jahrhunderts verschwunden und an deren Stelle enge, das Bein knapp umschließende Kniehosen getreten. Die Bauern aber bequemten sich nicht dazu. Erst ganz allmählich,

Schweizer Volkstrachten Abb. 4.

Schweizer Volkstrachten Abb. 5.

im achtzehnten Jahrhundert, fanden die Männer auf dem Lande Gefallen an den engen Hosen. In gewissen Gegenden behielten sie die Pluderhosen noch hundert Jahre länger im Gebrauch, z. B. im Wehntal, Kanton Zürich, und im Klettgau, Kanton Schaffhausen. Im Wehntal waren die Beinkleider stets von weißem Zwilch, im Klettgau von schwarzgefärbtem hergestellt. Das abgelegte Wams des siebzehnten Jahrhunderts wurde ebenfalls vom Bauer weiter getragen; erst viel später treten die Westen an dessen Stelle. Sehr oft wurde das Wams über dem langschößigen Rock getragen. Eine spezielle Art, wie sie Herrliberger vorführt (vgl. Abb. 1), finden wir um 1780 von dem vortrefflichen Trachtenmaler Jos. Reinhardt als Volkstracht im Tale der Reuß abgebildet. Um 1750 war der Gebrauch dieser Jacke wohl noch nicht lokalisiert. Oefters findet man auch das Hemd mit einer Halskrause verziert (vgl. Abb. 2). Es ist dies ebenfalls ein Ueberbleibsel der von beiden Geschlechtern im siebzehnten Jahrhundert getragenen Halskrause, an welcher jetzt nur noch die Geistlichkeit, die Gelehrten und die Bauern festhalten.

Bei den vornehmen Damen war es um 1680 Mode geworden, die Röcke, die oft von roter Farbe waren, sehr fein zu fälteln, „einzureihen", ebenso die weißen, spitzenbesetzten Schürzen. Diese Mode dauerte höchstens bis 1720. Auf dem Lande aber behielt man die Fältelung bei. Diese sogenannten „gekratzten Jüppen" wurden erst von 1820 an, in einigen Gegenden erst von 1850 an, verdrängt. Heute finden wir in der Schweiz solche Jüppen einzig noch bei den Prozessionskleidern der Deutsch-Freiburgerinnen in Gebrauch. Die plissierten Röcke (nicht Jüppen) der Innerrhödlerinnen (Appenzell) sind neuern Datums. Die gefältelten Schürzen der Patrizierinnen von 1680 erhielten sich ebenfalls in den Volkstrachten, jedoch in weit beschränkterem Maß als die Jüppen. Bei Herrliberger sehen wir fast alle Bäuerinnen in Jüppen (s. Abb. 3, 4, 6, 8), dagegen nur die Baslerinnen mit solch gefalteten Schürzen (s. Abb. 3). Während die Jüppen auch später fast durch die ganze Schweiz zu finden waren, verfertigte man nur in Basel, Solothurn und dem kleinen Gebiet von Guggisberg, Kanton Bern, solche Schürzen. Für die Guggisbergerinnentracht blieben sie ein Charakteristikum bis zu deren Aussterben.

Schweizer Volkstrachten Abb. 7.

1690 trug man bei uns sehr lange, vorn herunter gradlinig geöffnete, über einem Vorstecker genestelte Mieder. Sehr bald verwandelten die Städterinnen diese Mieder in Taillen, indem sie Aermel einsetzten und den Vorstecker wegfallen ließen. Herrliberger zeigt uns an den Bäuerinnen von 1747—50 dieses Mieder wieder, jetzt in gekürzter normaler Länge. An das Mieder war die Jüppe angenäht, und so entstand ein bequemes, einfaches Kleid, das entweder nur über dem Hemde oder über dem Brusttuch genestelt wurde. Die vorgebundene Schürze verdeckte die vorn offen gelassene, nur zu unterst zusammengehakte oder genähte Jüppe. Wir sehen unten herum auch den handbreiten, angesetzten Streifen, „Blegi" genannt (s. Abb. 4, 6, 7, 8), die, wie auch der Name selbst, von den Besätzen der Röcke aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt. Wohl auf Eitelkeit ist es zurückzuführen, daß die verzierten Unterröcke meistens länger waren als die obern, manifestierte sich doch die Wohlhabenheit einer Bauernfrau durch gleichzeitiges Tragen mehrerer Unterröcke (s. Abb. 3).

Schweizer Volkstrachten Abb. 6.

Ein weiteres Kleidungsstück, das als Wahrzeichen der Bäuerinnen auffällt, ist das Göller und zwar das leinene, weiße (siehe alle beigefügten Abbildungen). Um dessen Ursprung zu finden, müssen wir uns wieder im siebzehnten Jahrhundert umsehen. 1690 waren die riesigen Mühlsteinkragen, die vorher von beiden Geschlechtern getragen worden waren, von der Frauenwelt bereits abgedankt und die darunter liegenden, seit mehr als einem Jahrhundert gebräuchlichen weißen Göller durch farbige oder schwarze ersetzt, häufiger aber durch Halstücher gänzlich verdrängt worden. Daß die Erinnerung an die einstigen breiten Kragen bei den Bäuerinnen im Kanton Zürich noch lebendig war, beweisen die schmalen Krausen am Halsausschnitt (Abb. 4, 7), während die Basler Bäuerinnen an einer Spitzenverzierung festhielten. Die Krausen verschwanden bald, das Göller aber begleitete die meisten Volkstrachten bis zu deren Aussterben. Die Hemdärmel sind alle von beträchtlicher Weite und reichen bis zur Handwurzel, wo sie mit einem Brisli geschlossen werden konnten.

Von Schmuck zeigt sich bei Herrliberger nirgends eine Spur. Die einzige Verzierung finden wir auf dem Rücken einer

Schweizer Volkstrachten Abb. 8.

Baslerin (s. Abb. 6), und diese muß dem Künstler speziell aufgefallen sein, sonst hätte er nicht die Liebenswürdigkeit gehabt, die Gestalt von rückwärts zu zeichnen (ebenso wie Figur 8, von der wir später reden). Das Mieder war offenbar bunt bestickt; dazwischen zieht sich ein in der Form eines römischen V aufgesetztes Band.

Als Schutz bei Regen oder Kälte dienten die sogenannten „Aermel", Jacken, die auf der Brust nie geschlossen werden konnten (Abb. 5) und den Rücken manchmal in der Länge kaum zur Hälfte deckten (Abb. 8). Diese Kürze war dem Zeichner im Baselgebiet ebenfalls aufgefallen. Bauernmädchen trugen ihre Haare in zwei frei herunterhängenden Zöpfen. Diejenigen aus dem Kanton Zürich hatten Schnüre durchgeflochten, an deren Enden je eine Quaste hing (Abb. 4). Ob wohl Figur 5 speziell ein Wehntalermaiteli vorstellt und damals schon das glatt um den Kopf gelegte Samtband, das sogenannte „Hütli", die Ledigen des Wehntales auszeichnete?

Die Köpfe der Frauen, bezw. der Verheirateten bedeckten verschiedenartige Hauben. Diejenige von Figur 7 zeigt das spätere typische Erkennungszeichen der Frau aus dem Knonauer-amt, Kanton Zürich. Bis zum Aussterben der sogenannten „Burefeufi"-Tracht verfertigte man diese Haube aus weißem Zwilch, mit einer dichten Spitzenbordüre umgeben und mit schmalem schwarzem Samtband, das, unter dem Kinn durchgebunden, auf jeder Seite über dem Ohr mit einer Glasperlenrosette endigte. Den Ursprung dieser Haube haben wir bei den Unterhauben der riesigen Pelzmützen, den sogenannten „Hinterfür" des siebzehnten Jahrhunderts, zu suchen. Die Haube bei Abb. 8 bildete noch lange Zeit die Grundform der Frauenhauben in der Gegend von Solothurn. Während die Schuhe der Städter mit Schnallen geschmückt waren, hatten die Bauersleute, Männer wie Frauen, über die Bindschnüre fallende Lederlappen, „Laschen" angebracht. Alle Schuhe zeigen hohe Absätze.

Fassen wir die Resultate unserer Untersuchung zusammen! Wir konstatierten bei den Kupferstichen Herrlibergers einen ausgeprägten Unterschied zwischen der Kleidung von Stadt- und Landbewohnern, der vor seiner Zeit nirgends zu finden war. An Hand dieser Bilder können wir sehen, wie außer Kurs gekommene, vom Patrizier abgedankte Trachten von der Bauernsame fernerhin getragen wurden. Wir sehen, welche Einfachheit bei den zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstehenden Volkstrachten herrschte. Erst im Lauf der Zeit, besonders im neunzehnten Jahrhundert, wurden die Bauernkleider „schöner", reicher, mit Stickerei und Schmuck versehen; von der Mitte des letzten Jahrhunderts an beginnt aber ihr Verfall, sodaß wir heute mit Bedauern das Aussterben dieser schmucken, farbenfrohen Kleider des Volkes miterleben.

Julie Heierli, Zürich.

---

# Der Tote vom Hinterberg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung).

Ja, mein Freund ist der Kluge, der Vorsichtige, der Vernünftige! Wie könnte ich ihn tadeln? Nur kurz hat ihn mein Schwärmergeist im Bann gehalten; früh genug hat er seinen Irrtum erkannt! Jetzt glaubt auch er nicht mehr an meinen Genius; nicht einmal diesem Schreiner vermag ich mehr den göttlichen Funken vorzutäuschen! Auf dem Irrwege des Hochmuts sieht er mich hilflos ins Verderben taumeln; in seinen Augen gibt es nur eine Rettung: Widerruf. Alles, was ich war und zu sein glaubte, soll ich verleugnen, ausstreichen, als wäre es nie gewesen, soll zurückkehren wie der verlorene Sohn und — im Kolonialwarengeschäft meines Vaters meine Dichterträume begraben: Hans, was mutest du mir zu! — O ja, er ist vernünftig, und sein Rat ist gut. Zum Verzweifeln gut. So würde mir jeder brave Bürger raten. Und Hans ist nicht mehr der schwärmerisch übermütige, ach, so selige Tor, der er vor anderthalb Jahren noch auf der Axalp gewesen; nein, ein stiller, gerader, geachteter Bürger ist er geworden, der sich etwas erspart hat und seine Ersparnisse zusammenhält, ein tüchtiger, solider Mann, der sich verheiraten und eine christlich fromme Familie gründen wird, wie man sie kennt in unserer Vaterstadt. Dann wird er wohl behäbig dasitzen im traulich erleuchteten, warmen Wohnzimmer. Seine Frau wird das Kleinste wiegen und ein schreiendes Zweitjüngstes auf dem Schoße halten, während der Aelteste (solide, biedere Bürgersleute sind so fruchtbar), des Vaters Ebenbild, zu seinen Füßen aus dem Steinbaukasten hohe Gebäude, vielleicht auch Schlösser errichtet. Ach, ich sehe das alles vor mir, ein Familienbild, wie aus einer stumpfsinnigen populären Zeitschrift! Und Hans, mein tüchtiger, biederer Hans, wird von der Arbeit des Tages redlich ermüdet sein, mit zufriedenen Mienen und Vaterstolz auf seine Kinder herabsehen und mich vergessen haben ... Später wird er ihnen vielleicht erzählen, wie er in seinen jungen Jahren geschafft, gespart und sich durch Fleiß und Solidität aus dem Nichts emporgerungen habe, sodaß er ihnen einst ein schönes Vermögen werde hinterlassen können, wie dagegen einer seiner Freunde nichts Rechtes habe lernen und keine schwere Arbeit habe angreifen wollen, sondern lieber in die Welt hinausgezogen sei mit überspannten Plänen und Hirngespinsten; aber, wie es so gehe, er sei arm geworden und in der Fremde verkommen. Sogar von ihm hätte der Leichtsinnige noch Geld zu borgen versucht, aber nein — es hätte ja doch nichts genützt! Arbeiten müsse man; alles andere sei Torheit und Sünde ... Und die Kinder werden andächtig zuhören und eine heilige Scheu haben vor dem fremden Mann, der etwas Besseres sein wollte als ihr guter Vater und dafür so schwer büßen mußte. Die Mutter aber wird verständnisinnig nicken und sagen: „Ja, Kinder, da habt ihr ein Beispiel, wie die Faulheit, der Leichtsinn und der Hochmut bestraft werden! Bleibet nur immer brav, seid fleißig und euern Eltern gehorsam, dann wird Gott es euch belohnen mit Gesundheit, einem langen glücklichen Leben und einst mit dem schönen Himmel!" Darauf wird sie die Bibel zur Hand nehmen und ein Kapitel daraus vorlesen, und ihr Mann, mein einstiger Freund Hans, wird zufrieden dasitzen, behaglich ins Sofa zurückgelehnt, den ältesten Buben zwischen den Knieen, lächelnd und seines Familienglückes froh...

Ja, so wird es sein! Und mich wird er vergessen haben oder doch meiner nur gedenken als eines Verlorenen, der nicht mehr zu retten war. Wie man einer unangenehmen, peinlichen Sache gedenkt...

Ach, ich darf mir diese Bilder nicht weiter aus-